

5
3144

Thurgauische Beiträge

3111

vaterländischen Geschichte.

Herausgegeben

vom

Historischen Verein des Kantons Thurgau.

Vierundvierzigstes Heft.

Mit einer Autotypie.



Frauenfeld.
Buchdruckerei J. Müller
1904.

Weil an Stelle von Pfän. und Wil will uns nicht munden. Die Selbetti, die allem Allen die Art an die Wurzel legte, hatte auch hier, mehr gewaltsam als glimpflich und mit grober Faust eingegriffen; kann doch der sonst tüchtige Wdr. Reniger*) ernsthaft darauf, wie man die schweizerischen Mundarten ausrotten könnte.

Im Thurgau erklieten die Sprachformen natürlicherweise dieselbe Aenderung wie in der übrigen deutschen Schweiz, und auch die Ortsnamen mußten sich dem Strome des Fortschritts fügen. Während man früher Dogwyl, Hauptwyl, Mönchwylen, Strohwylen geschrieben hatte, schrieb man jetzt Dogweil, Hauptweil, Mönchweilen, Strohwweilen. Als nach der Selbetti der Kanton Thurgau selbständig wurde, da erließ vorläufig am 19. März 1803 ein hiezu beauftragter Ausschuß der Regierung eine Einteilung des Kantons nach Bezirken, Kreisen und Municipalgemeinden (Tagblatt der Beschlüsse z. Th. 1. 1803, S. 10). Hier heißen die Districten konsequent: Andweil, Dogweil, Hauptweil, Kögweil, Roggweil, Luttwweil, Urtweil, Mittenweil, Engweilen, Frittwweilen, Sätttwweilen, Mänchwweilen, Tägerweilen u. s. f.

Diese Aenderung in der Form der Namen auf -weil und -weilen war keine unerhörte, keine freche Neuerung des Ausschusses, sie war schon längere Zeit nicht nur während der Selbetti beim Schreiben gefäufig, sondern bereits vorher in den Kanzleien einzelner Gerichtsherrn versucht worden. Schrieb man sonst in der Sprache Leib, Leim, Reim, Weib, Wein, anstatt Lib, Lim, Wib, Win, warum sollte man die Ortsnamen in alter Form stehen lassen? Man hatte damals das ganz richtige Gefühl — welches den Neuerern scheint abhanden gekommen zu sein —, daß die Ortsnamen mit den übrigen Wörtern der Sprache Schritt halten sollten.

*) „Von den Mundarten der deutschen Schweiz als einem Hindernisse der Cultur“ in dessen kleinen Schriften. Bern 1838, S. 142—150.

Sätte der Ausschuß der thurgauischen Regierung in fehrer Wahl der Form thurgauischer Ortsnamen eine unerhörte, für die Praxis unmögliche, ganz aus der Luft gegriffene Neuerung anbahnen wollen, so hätte es ein leichtes Mittel gegeben, dieselbe zu beleitigen, nämlich durch Beschluß der obersten Landesbehörde. Alleit in der definitiven Einteilung des Kantons nach Districten und Municipalitäten, wie sie durch den thurgauischen Gr. Rat den 18. Juni 1803 (1. Tagblatt 1, 214) festgestellt wurde, erschienen bei der Nomenclatur der Gemeinden neuerdings die Namensformen auf -weil und -weilen. Auch in dem Nachtragsdecret vom 28. Jenner 1812 (Tagblatt 9, 205) findet man: Andweil, Urweil, Braunsweil, Ruhweil, Dingenschweil, Engersweil, Hattersweil, Hauptweil, Sffweil, Dllmersweil, Rengersweil, Engelsweilen, Namensweilen, Lardersweilen, Ahsweilen, Wagersweilen u. Eine einzige District in der Municipalgemeinde Eschingen wird hier in der Namensform Andwyl. aufgeführt, aber sichtlich nur aus Versehen durch einen Schreib- oder Druckfehler. In dem Gesetze endlich über die politische Einteilung des Kantons Thurgau vom 10. Januar 1816 (Gesetzesamtl. Bd. 3, 1866, S. 104 ff.) wie in allen Zusätzen und Nachträgen, heißen diese Districten sämtlich -weil, nicht -wil; sie und alle andern thurgauischen Ortsnamen befanden sich in Übereinstimmung mit den Sprachformen der sonstigen Sprache, deren man sich in Rede und Schrift bediente.

Die thurgauischen Oberbehörden hatten sich durch diese Nomenclatur der Districten, die sie dem Fortschritt der hochdeutschen Sprache anpaßten, ein Verdienst erworben, welches insofern anerkannt wurde, als niemals dagegen weder durch Kritik noch sonst durch irgend ein rechtmäßiges Mittel Widerspruch oder Widerstand sich erhob. Diese vortreffliche Schreibung der Ortsnamen hat im Thurgau 100 Jahre, sechs Monate und 13 Tage unangefochten gedauert und war vollständig eingelebt. Selbst im Kanton Zürich, der doch höchst selten

etwas von einem andern Kanton annimmt, sah man die Zweckmäßigkeit dieser Namensformen ein. Der bekannte Gelehrte, Gerold Meyer v. Knonau (Bater), führte in seinem Gemälde des Kantons Zürich (2. Aufl. 1846, 2 Bde.) bei den zürcherischen Ortsnamen hochdeutsche Form und, somit auch weil durch, und schon schrieb man auch dort Nichtersweil und Wädensweil, wie sichs eigentlich gebührte. Gewiß wären die Formen weil und weilten auch in der übrigen deutschen Schweiz allmählich angenommen worden. — Allein

Es war so schön gewesen;

Es hat nicht können sein.

Da kam die Bureaufkrähe dahinter, deren Grundgesetz, welches jedes andre gegebenenfalls lahm legt, bekanntlich die Behauptung ist, wenn diese andauernd und beharrlich geworden, die Bequemlichkeit ist. Es ist sehr bezeichnend, daß in den ersten 50 Jahren, seitdem der schweizerische Bundesstaat Bestand hat, von einem Sineirregieren in die Namensgebung von Distrikten keine Rede gewesen; die Bundesbehörden hatten wahrlich Besseres zu tun, als sich mit solchen Kleinigkeiten zu befassen.

Zahl fünfzig Jahre lang hatten die Bundesbeamten nie eine Klage an die Deffenlichkeit gegeben, daß die Verschiedenheit der Schreibungen von Ortsnamen auf „weil“ und „weilten“ sie störe oder belästige oder das „bequeme „dito“ verhindere. Jetzt auf einmal seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts ist es, wie es scheint, bei der maßlosen Zahl von Bundesbeamten überwiegend, unendlich, absurd, unentraglich, daß man bisher im Herzen Europas in der einen Provinz weil, in der andern weil oder gar wohl geschrieben. Das dürfte nicht so bleiben; unter der Last dieses enormen Uebelstandes müßte ja die eidgenössische Verwaltung unbestreitbar nicht geringen Schaden leiden. Ich weiß nicht, ob das topographische oder das statistische oder welches eidgenössische Bureau diese Last zuerst konstatierte, oder

ob der erste Anlauf zu diesem edlen Wettstreit im Spätjahr 1894 von Seiten der Postverwaltung eines ossischweizerischen Kreises geschah; item, von da aus rumorte die Bedrängnis immer mehr. Die große wellbewegende Frage erfaßte einen nicht geringen Teil der schweizerischen Beamtenwelt, ja auch der Lehrwelt; denn als die schweizerische Schulwandkarte auf Kosten der Eidgenossenschaft angefertigt werden sollte, welche um den längst wieder als das Eldorado aller strammen Centralisten erlebten Einheitsstaat einmal, in graphischer Darstellung wenigstens, vor dem Auge sich zu haben, die Kantongrenzen nur noch mikrotopisch andeutet — da durften doch die Lehrer auch ihre Wünsche ausdrücken.

Angenommen (doch nicht zugegeben), es solle der Verschiedenheit von „weil“, „weil“, „weilten“, um der Einheit willen (denn Mannigfaltigkeit ist gewissen Leuten an einem Organismus unentraglich) durchaus ein Ende bereitet werden; mußte man denn bei der Alternative gerade den ungeschicktern Entschluß fassen?

Es ist eine bekannte Tatsache, daß die Halbbildung sich am liebsten da regt, wo es die Muttersprache zu meistern gilt. Dies ist die große Alimend, worauf sich die Gelehrten und Ungelehrten und die mit Gelehrsamkeit Überfüllten aller Berufsarten weiden und tummeln. Wer sonst auch wenig weiß, hier weiß er alles und jedes, und je dreister und laienhafter die Einfälle dieser Sprachverbesserer sind, desto mehr berücken sie durch Wechselwandschaft die übrigen Laien“. Einer dieser Leute schlug nach und fand in einem Wörterbuch, das weil und weilten Stamme von dem althochdeutschen wila und wilar. Nun lebhaft. Entzündung: „Ich hab's! Ich hab's! Also muß man jetzt weil und weilten setzen; denn das ist die historische richtige Schreibung. Aber wahrlich, das heißt aufgeschnappte Broden von Gelehrsamkeit über dauern! Müßten wir denn ein Wort, das im Althochdeutschen mit i geschrieben ist, aus diesem Grunde auch im Neuhoch-

deutschen mit i schreiben?*) Die deutsche Sprache steht doch nicht mehr auf jenem primitiven Standpunkt, sondern ist im Laufe der Zeit verändert, nämlich in organischer, gesetzmäßiger Weise entwickelt worden. Diejenigen, welche unsre rhd. Wörter in altheutsche umgestalten, schreiben keineswegs historisch, wie sie wädhren, sondern reaktionär; denn die historische Entwicklung geht nicht rückwärts, sondern vorwärts. Darum sagt Jacob Grimm ganz treffend: „Unverzüglich scheint es, daß eine gebildete Sprache ihre Eigennamen den Gesezen unterwerfe, die für alle übrigen Wörter gelten; und, wo sie es nicht tut, verdient sie, geschmacklos zu heißen.“

Sene Leute tun sich bekanntlich viel zu gute mit ihrer Konsequenz; „aber es ist die eigensinnig-geradlinige jener Rattenart des Nordes, die blind gegen das Sinken und Rechts und gegen alles andre, nur vorwärts auf einen Punkt abwandert“; es ist die nichtsungige Konsequenz, die an einzelnen Kleinigkeiten steckpflüpfhaft, ohne das Ganze ins Auge zu fassen, die also im Wahne der Konsequenz gerade recht inkonsequent wird. Sie glaubt den gedehnten Vokal i aus Patriolimus oder, was weiß ich, aus welchem Grunde in den Wörtern: wil und wilen festhalten zu müssen; aber sie gibt ihn ganz achillos und harmlos preis in Ortsnamen wie: Gressenlee, Rheinau, Rheineck, Rheinfelden, Weich, Weinselden, Weiskenstein, die doch nach ihrer Forderung Gressenlee, Rhinau u. s. w. heißen müßten. Wo ist da die liebe Konsequenz? Bedenklich hat nun einmal diese blinde Konsequenzmächerei aus dem:

*) Eine Unzahl Geschichtsforser blüht es ein Großes zu sein, den Namen unserer Vorfahren in der Form: Mannen (anstatt Mannen oder Mannen) wiederzugeben; man will doch zeigen, daß man weiß, wie die Römer den Namen aussprachen. Allein was geht das unsre jetzige Sprache an? Warum soll dieser Name hinter der jetzigen Sprache zurückbleiben? Es ist das pure Marotte einer über angebrachten Gelehrsamkeit. Mit demselben Rechte könnte man die Geise Capo nennen, weil Plinius uns diese alte Form überliefert hat.

weisen Gebiete des Überganges von i in ei lediglich das = weil aufs Korn genommen, und mit verflochter Beharrlichkeit lehnt sie sich in diesem Wort, und nur in diesem, wider die gesunden Reime einer naturgemäßen Entfaltung auf, die sie in ihrer leichtesten Gewohnheit hören. Noch vor einem Menschenalter freilich nannten ältere Kaufleute bei uns die große Handelsstadt an der Elbe in Sachsen „Wipzig“, und ein paar Jahrzehende früher redete und schrieb man von Freiberg, Stenach, Isleben, Mißen, Wimar, Wisingarten, Grifswald (Gräpswalde); Glauben denn aber jene „Konsequenzler“, man werde nun ihrer Marotte zuliebe diese Städtenamen auch wieder in der alten Form schreiben?

Wäre es also notwendig gewesen, (was ich bestreite), den Ortsnamen auf = wil und = wilen im Hochdeutschen eine einheitliche Schreibweise zu oktroyieren, so wäre die historisch richtige Form durchaus = weil und = weilen gewesen. Sondern aber die Gewärsräumer den Behörden die Form = wil und = wilen mit konsequenter Durchführung vorschlugen, erwiesen sie sich als Stümper in der Sprachkenntnis, die um ihrer Bequemlichkeit willen lieber etwas Falsches als das Richtige empfahlen. Eins ist freilich annehmbar in ihrem Vorschlag; nämlich, wenn einmal = wil und = wilen gelten sollte, dann geboten Zütnersparnis und Arbeitsbequemlichkeit, daß man nicht mehr = wyl und = wülen schrieb; denn i bedarf weniger Tinte und ist schneller geschrieben als das „öppfliche“ y. Wenn aber die Herren nur auch so „konsequent“ gewesen wären, das y in Schwyz und Kyburg auszulassen!

Das Verzeichnis der neuen Schreibweise von Ortsnamen erstreckt sich bekanntlich auch über die Namen der französischen Schweiz; allein, soviel ich gewahr werde, ist dort keine Änderung in der Schreibweise vorgenommen worden. Warum man nicht auch dort das „öppfliche“ y in Namen wie Portentrub, Courtelary durch i ersetzt hat? Antwort: weil den Welschen ihre Muttersprache viel zu heilig ist, als daß jeder Stümper

baran hâeln und mâeln dürfe. „Môgt ihr eure beistehen Namen modeln wie ihr wollt, unsre welschen lassen sich das Bundesfranzôsisch nicht gefallen“.

Nach allem dem konnte der schweizerische Bkät „nicht umhin“, die Vorschläge seiner Gewâhrsmänner betreffend „wil und wilen allerhöchst zu genehmigen und folgende Verfügungen zu treffen:

Sigung vom 3. Juli 1899: Die Frage, wie in der schweizerischen Schulwandkarte die Ortsnamen auf wil, wpl und wil zu schreiben seien, wird im Einverständnis mit den beteiligten Kantonsregierungen, nach Einsicht eines Berichtes vom Departement des Innern durch den Bkät, so entschieden, daß die schon in den eidg. Kartenwerken angenommene Schreibweise wil auch für die schweiz. Schulwandkarte einseitlich angewendet sei. (BBlat 1899. IV, 161.)

Sigung vom 15. August 1902: Die vom Departement des Innern vorgeschlagene Orthographie von Namen der schweiz. politischen Gemeinden wird für alle eidg. Verwaltungen obligatorisch erklärt. (BBlat 1902. IV, 373.)

Hierauf ersuchte das eidg. Departement des Innern diesem Beschlusse gemäß die Kantonsregierungen, darauffhin zu mitteln, daß die neue Orthographie der Ortsnamen auch von den Kantons- und Gemeindebehörden, sowie auch vom Publikum (!) beachtet und angewendet werde.

Nachdem man der thurg. Regierung in dieser Angelegenheit das Messer auf die Brust gesetzt hatte, konnte sie begreiflicherweise auch „nicht umhin“, dem h. Beschluß bei ihren Untergebenen Autorität zu verschaffen; sie mochte erwägen, daß erstens Einsicht in dieser Sache Not tue, und daß zweitens, so richtig auch die bisher im Thurgau übliche Schreibung „weil und wilen“ war, es ihr unmöglich gemacht sei, damit durchzuführen. Daher beschloß sie am 21. Nov. 1902, die vom Bkät festgesetzte Schreibweise der thurg. Ortsnamen auf wil und wilen als amtliche Schreibweise vom 1. Jan. 1903

an allen dem Reg.-Rat untergebenen Stellen und ebenso den Regirts- und Gemeindebehörden zum Gebrauch in allen amtlichen Schriftstücken und Druckstücken ausschließlich vorgeschrieben und auch in den Schulen zur Einführung zu bringen.

Es wären freilich, wenn man in solche Sachen sich mischen wollte, andre thurgauische Ortsnamen der Verbesserung bedürftiger gewesen, deren ich vorläufig nur ein paar erwähnen will. Warum sollen wir immer noch Hörhausen sprechen und schreiben, da doch die Sühner lange nicht im ganzen Kanton hooor genannt werden und der Name des Dorfes früher in verständlicher Weise „Sühnerhausen“ hieß? Warum gilt offiziell immer noch das widerstimmige Toirach, als ob der Name ein totes (!) fließendes Wasser (nach) bedeutete, während der Ort früher „zur toten Eich“ hieß? Warum schreiben wir immer noch Lawangen, während der Name der Ortschaft einst Dnitwang, später Dnwangen geschrieben wurde und in der Mundart immer noch richtig Dnwangen heißt? Was soll uns beständig das missverständliche, vornehme Rheintlinger vor Augen geführt werden, obgleich das Dorf in schlichter Weise bis in die neuere Zeit „Reichlingen“ (Reichlingen) genannt wurde?

Ich hoffe, im Vorangehenden auch den Laien es verständlich gemacht zu haben, daß das „Publikum“ (zu dem ich mich ebenfalls rechne) da, wo nicht amtlicher Verkehr es erheischt, besser tut, die oft genannten Ortsnamen in der schriftlichen Schreibweise „weil“ und „wilen“ beizubehalten, als sie in der obsoleten unhistorischen Weise zu schreiben, es sei denn, daß man ganz alte Texte zitiere.

Gravenfeld, 5. August 1904.

Dr. Johannes Meyer.